

Natürlich ist diese in Ansätzen beobachtete innerliche Abwendung vom Realsozialismus der DDR bei ihren Jugendlichen auch Teil eines Reaktionsmechanismus, wie er immer wieder zwischen Generationen einer modernen Gesellschaft zu beobachten ist. In Absetzung zur Elterngeneration diese nicht selbstverständlichen Errungenschaften für selbstverständlich zu nehmen und Selbstverständliches infragezustellen, ist kein Spezifikum der letzten DDR-Jugendgenerationen. Im Hinblick auf das Ende der DDR sollte die Generationsspezifität von Alltagserfahrungen daher auch nicht überbewertet werden. Daß in der Wende vorzugsweise junge Leute „übermachten“, die mittlere und ältere Generation hingegen eher blieb, läßt für sich genommen noch nicht auf eine besonders intensive Abkehr vom Sozialismus in dieser Generation schließen, sondern dürfte mit der für diesen Lebensabschnitt charakteristischen höheren Mobilitätsbereitschaft zusammenhängen.

Eher ist davon auszugehen, daß die rasante Negativdynamik der letzten DDR-Jahre, das Tempo des Zusammenbruchs zeitgleich mit dem des Ostblocks, daß dies vorhandene Differenzen von Generationen in den Hintergrund drängte. Es wäre auch voreilig, die zunehmende Distanzierung Jugendlicher von der DDR, wie sie vor allem während der 80er Jahre beobachtet wurde, mit einer voraus-eilenden Option für den Westen und sein Wirtschaftssystem zu verwechseln. Der Zusammenbruch der DDR hat vielmehr Gemeinsamkeiten in den Vordergrund treten lassen. Dazu gehörte die Wunschvorstellung, Wohlstand und Freiheit des Westens mit Sicherheit und sozialer Nähe des Ostens zu verbinden, zugleich aber auch das gemeinsame Beschweigen der allgemeinen politischen Bedingungen, unter denen sich dieser Wunsch realisieren ließe. Der Preis der Freiheit war kein Thema. Über diese Wunschvorstellung des optimalen Ost-West-Mix unter Verweis auf die „harten“ Tatsachen hinwegzugehen, sich gewissermaßen mit deren historischer Widerlegung zu begnügen, hieße, sich der Zukunft zuzuwenden, ohne die Vergangenheit verstanden zu haben. Genau diese Gemengelage von Wunschvorstellungen und Schweigen über die politischen Bedingungen ihrer Realisierung sind selbst eine elementare „historische Tatsache“: Sie entspricht den Alltagserfahrungen der Meisten mit 'ihrer' DDR, im Guten wie im Schlechten.

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Wir danken Herrn Dr. Lindenberger und begrüßen erfreut den inzwischen eingetroffenen Professor Jacobsen. Ich habe die Freude, Herrn Andreas Ludwig, 1954 in Berlin geboren, vorzustellen. Er studierte dort Geschichte und verfertigte Arbeiten zur Stadt- und Alltagsgeschichte. Seit 1993 ist er Leiter der städtischen Museen in Eisenhüttenstadt und hat dort den Aufbau des Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR in die Hand genommen. Auch deswegen ist er hier. Die Mitglieder der Enquete-Kommission, zumindest die, die gestern anwesend waren, haben ihn schon kennengelernt und hatten auch die Möglichkeit, das Museum zu sehen. Wir bitten Sie ums Wort.

Andreas Ludwig: Herzlichen Dank. Ich weiß, daß Sie alle jetzt hier schon sehr angestrengt sind durch die drei Beiträge. Ich möchte mich deswegen ver-

suchen knapp zu fassen und auf das Wesentliche zu kommen. Die Ausgangsfrage ist: Wer hat sich nicht unter dem Titel „Alltag im Museum“ bereits eine Ansammlung von Kakaobüchsen und mechanischen Spielzeugen vorgestellt und sich dabei gefragt, was unseren Alltag ausmacht und was wir im Museum davon zeigen wollen. Die Frage stellt sich, welches Verständnis von Alltagskultur im Museum sollen wir entwickeln. Davon handelt der folgende Beitrag.

„DDR-Alltagskultur im Museum“ – der Titel enthält drei wesentliche Komponenten, die im Folgenden werden sollen: zum ersten das Thema: Alltagskultur, zweitens das Medium und die Institution: Museum, und drittens die zeitliche Dimension, die DDR. Dabei werden sowohl grundsätzliche Fragen aufgeworfen, als auch über konkrete Erfahrungen berichtet, die wir in Eisenhüttenstadt mit dem „Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR“ sammeln konnten.

Erstens: Zu den grundsätzlichen Fragen gehört der Begriff und das Verständnis von „Alltagskultur“. Definitivische Bemühungen um diesen Begriff, meist als „Alltagsgeschichte“ gefaßt, gehören seit 15 Jahren zu den intensiv geführten Auseinandersetzungen in der Geschichtswissenschaft und im Museumswesen. Zunächst als thematische Sammlung von Lebensbereichen verstanden, etwa Arbeit, Freizeit und Wohnen, besonders der Lebensweise von Unterschichten, dann vor allem auf die Dimension alltäglicher Lebenspraktiken angewandt und in das Spannungsfeld von Anpassung und Widerstand im Nationalsozialismus bezogen, entwickelte sich die Definition von Alltagsgeschichte und Alltagskultur immer stärker hin zu dem gemeinsamen Verständnis eines Perspektivwechsels: der Betrachtung der Geschichte ausgehend von den Erfahrungen ihrer Akteure, der genauen Beobachtung der Details, des räumlichen und sozialen Umfeldes, und ihrer Inbeziehungsetzung mit gesellschaftlichen Prozessen (Lüdtke, 1989). Alltagsgeschichtliche Forschung und Arbeitspraxis bemühen sich, so die selbstgestellte Forderung, um die Einbeziehung der Erfahrungsdimension, sowohl der historischen Subjekte wie der Forscher, um Dichte der Beschreibung, sowie um die Herausarbeitung unmittelbarer Zusammenhänge mit aktuellen gesellschaftlichen Fragen. Alltagsgeschichte und Alltagskultur sind also weit mehr als ein lebensweltliches Aperçu, als die Bereitstellung anschaulicher Belegstücke für historische Prozesse.

Zweitens: Das Museum ist als Institution in besonderer Weise geeignet, Fragen der Alltagskultur aufzugreifen: sein Metier sind die Gegenstände, die sogenannten historischen Sachzeugen, die als historische und kulturelle Zeugnisse unmittelbare sinnliche Anschauung vermitteln. Das Museum erfährt seine Spezifik durch eine Konzentration auf die Sicherung und Überlieferung der Sachkultur. Ich möchte an dieser Stelle als definitivisches Angebot formulieren: „... Gegenstände ihrem Zeugniswert entsprechend zu sammeln, zu erforschen, zu bewahren sowie sie unter wissenschaftlichen, kulturellen und didaktischen Gesichtspunkten auszustellen.“ (Deutscher Museumsbund, 1997) Eine Selbstverständlichkeit vielleicht, jedenfalls noch keine erreichte. Diese Arbeitsschwerpunkte unterscheiden das Museum von anderen Institutionen eines „gesellschaftlichen Gedächtnisses“ wie Archiven und Bibliotheken, als auch

von anderen Bildungsträgern. Durch seine Ausstellungen ermöglicht das Museum nicht nur die Begegnung mit authentischen Gegenständen, sondern stellt eine Kommunikationssituation der Besucher untereinander her.

Drittens schließlich zur zeitlichen Dimension: die DDR als Gegenstand von Museumsarbeit ist zunächst die historische, zeitlich abgeschlossene Epoche ihrer staatlichen Existenz, eingeschlossen ihre Vorgeschichte. Darüber hinaus ist sie auch Gegenwart, indem ihre lebensweltlichen, sozialen und mentalen Strukturen langzeitige Folgen aufweisen, die den Prozeß der deutschen Einheit auf längere Sicht begleiten werden und die auch die Arbeit eines Museums nachhaltig beeinflussen, das sich mit der Alltagskultur befaßt.

Es stellt sich also die Frage, was ein Museum der Alltagskultur der DDR im Rahmen seiner gesellschaftlichen Verantwortung leisten müßte, welche Anforderungen formuliert, welche Aufgaben ihm zugewiesen werden sollen. Ich sehe diese Anforderungen und Möglichkeiten in drei Bereichen:

- in der bewahrenden, archivalischen Funktion des Museums,
- in seinen partizipatorischen Möglichkeiten, und
- in seiner kommunikativen Funktion.

Grundlegend wird die Aufgabe des Museums zunächst mit der Sicherung und Bewahrung der materiellen Hinterlassenschaften zu beantworten sein, dem Rettungsgedanken, der es ermöglicht, die Objektkultur des Alltags langfristig auch in seiner historischen Dimension für Forschung und Bildung bereit zu halten. Das Museum leistet an dieser Stelle Grundlagenarbeit, in Parallelität und Ergänzung zu Archiven und Bibliotheken.

Zugleich greift es, gerade beim Thema Alltagskultur der DDR, in aktuelle Prozesse ein, indem es in seiner Sammlungstätigkeit den Prozeß der Auflösung einer materiellen Kultur gleichsam begleitet und daher unmittelbar an der Veränderung der Lebensverhältnisse beteiligt ist. Für jeden einzelnen ergeben sich daher partizipatorische Möglichkeiten bei der Verwirklichung eines gemeinsamen Ziels.

Drittens schließlich kann das Museum durch seine Ausstellungen die Auseinandersetzung der Menschen mit der lebensweltlichen Kultur befördern helfen. Gerade Ausstellungen sind aufgrund ihrer leichten Zugänglichkeit und ihrer thematischen Offenheit geeignet, einen dialogischen Prozeß zwischen Besucher und Gegenstand, sowie aufgrund der Besuchsgewohnheiten in Ausstellungen eine Kommunikation zwischen den Besuchern hervorzurufen.

Diese Anforderungen sind in das Konzept des „Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR“ eingeflossen. Ausgangspunkt war die vielen sicher noch in Erinnerung befindliche Beobachtung des rasanten Verschwindens und Verfalls der Objekte des DDR-Alltags, der sich bei wiederholten Besuchen in der sich auflösenden DDR und in den Jahren 1990/91 rasch einstellte. Die Frage, was von diesen Dingen erhalten bleiben würde und wie man sich die DDR in einem Abstand von bereits zehn oder zwanzig Jahren bildlich würde vorstellen

können, erschien gravierend, und es lag auf der Hand, ein Museum mit der Aufgabe des Erhalts zu betrauen.

Allein die Dynamik des komplexen Prozesses der deutschen Einheit – die beinahe Gleichzeitigkeit des Verfalls der DDR als Staat, der Austausch der Güter des privaten Konsums, die Auflösung der Betriebe bzw. die Umstellung ihrer Produktion, die Auflösung gesellschaftlicher Institutionen – leitete eine teilweise Funktionslosigkeit der Objekte und deren Vernichtung oder Austausch ein.

Wollte man dem aus musealen und kulturhistorischen Erwägungen heraus vorbeugend begegnen, mußte die oft lange Phase der völligen Entwertung und anschließenden kulturellen Neubewertung der Objektkultur – Michael Fehr nennt dies die Müllphase der Objekte – diesen Prozessen angepaßt werden.

Da ein öffentliches Interesse an der Bewahrung der DDR-Alltagskultur während der ersten Zeit des Vereinigungsprozesses noch nicht erkennbar war, ist es als zugleich glücklicher Umstand und vorausschauende Initiative hervorzuheben, daß die Stadt Eisenhüttenstadt sich des Thema annahm und 1993 die Gründung eines Dokumentationszentrums für die DDR-Alltagskultur beschloß.

Seit Sommer 1993 befaßt sich das Dokumentationszentrum also mit der Alltagskultur der DDR. Die Konzeption dieses Museums geht von einer engen Zusammenarbeit mit der Bevölkerung aus, die sich auf mehreren Ebenen vollzieht.

Zunächst erwirbt das Dokumentationszentrum seine Sammlungen durch Spenden aus der Bevölkerung. Indem es verdeutlicht, daß die Alltagskultur der DDR Teil eines umfassenderen geschichtlichen Prozesses ist und bewahrt werden sollte, tritt es für die Breite historischer Beschäftigung mit dem östlichen Teil Deutschlands ein und wirbt zugleich für eine Beteiligung vieler am Aufbau des Museums.

Die Gründe für ein solches Vorgehen sind sowohl wissenschaftliche wie gesellschaftliche: Nach wie vor ist die Zahl alltagsgeschichtlicher und sozialhistorischer Forschungen über die DDR gering gegenüber den auf das politische System orientierten. Die 1993 im Auftrag der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ erstellte Übersicht über laufende DDR-Forschungen hat das eindrucksvoll belegt und es dürfte sich an der eindeutigen Verteilung der Forschungsvorhaben bis heute nicht grundsätzliches geändert haben.

Das Dokumentationszentrum Alltagskultur möchte daher für die alltags- und sozialgeschichtliche Forschung Impulse geben und zugleich durch seine Sammlungen dazu anregen, die Ebene der Sachkultur in diese Forschungen einzubeziehen – viele Fragen ergeben sich nicht aus der schriftlichen Überlieferung, sondern aus den materiellen Sachzeugen, aus dem Zusammenhang von Lebensalltag und Politik, aus den Zeichen und kleinen Unterschieden (Bour-

dieu), die den Dingen anhaften. Durch eine fachgerechte, wissenschaftliche Dokumentation soll die materielle Kultur für Wissenschaft und Forschung zugänglich gemacht werden. Daß intensive Kooperationen mit Hochschulen und Forschungseinrichtungen gesucht werden müssen, liegt auf der Hand.

Ein weiterer Grund ist ein museumsgeschichtlicher: es gibt in Deutschland eine große Zahl von Museen, die sich mit der Lebensweise der Menschen beschäftigen. Diese zum großen Teil volkskundlich ausgerichteten Museen haben heute große Probleme, Alltagskultur und Lebensweise von Unterschichten – man könnte erweitert sagen: der nicht gesellschaftstragenden Gruppen – bereits im 19. Jahrhundert darzustellen. Dies liegt zum einen in der Sammlungsstrategie der Museen begründet, die sich eher für bürgerliche als für Arbeiterkultur, eher für bäuerliche Kultur als für die der Landarbeiter interessierten. Natürlich müßten Fragen des Kulturbegriffs in den Museen sehr viel differenzierter diskutiert werden, aber im Ergebnis bleiben historisch begründete Defizite festzuhalten, denen mit der Aufmerksamkeit gegenüber der Alltagskultur unserer Tage begegnet werden soll. Es muß also in unserem Interesse liegen, die historische Sachkultur in einer vorurteilsfreien Breite zu dokumentieren, die spätere schmerzlich empfundene Lücken zu vermeiden sucht.

Alltagskultur und Alltagsgeschichte sind zu wesentlichen Teilen durch mündliche Tradierung bestimmt. Erfahrungen, Kenntnisse und ihre interpretatorische Einordnung in gesellschaftliche Zusammenhänge finden sich auf unserem Arbeitsgebiet nur zum Teil in schriftlichen Quellen wieder, gerade wenn es um lebensweltliche Zusammenhänge geht. Das Konzept des Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR sieht deshalb die Einbeziehung mündlicher Geschichte in die Museumsarbeit vor. Die Gegenstände sprechen nicht aus sich selbst heraus, sondern sie bedürfen der Erläuterung; bezogen auf alltagskulturelle Objekte bedeutet dies, den Berichten und Erzählungen der Produzenten und Nutzer der Dinge große Aufmerksamkeit zu widmen.

Dies verweist auf die Bedeutung der erfahrungsgeschichtlichen Dimension der Geschichte in der Museumsarbeit. Beinahe jedes Museumsobjekt beinhaltet diesen erfahrungsgeschichtlichen Hintergrund: gemeint sind Fragen nach den Begleitumständen von Produktion und Erwerb, nach Preisen und Kaufanlaß, nach Verfügbarkeit und Mangel, nach Funktionstüchtigkeit und Nutzung. Ausgehend von einem einzigen, zunächst möglicherweise banal erscheinenden Gegenstand kann sich ein lebensweltlicher Kosmos erschließen, der ebenso private wie gesellschaftliche, alltagsgeschichtliche wie politische Dimensionen enthält. Dies gilt nicht nur für den einzelnen Gegenstand, sondern genauso für Konvolute, in denen diese Zusammenhänge noch dichter zum Ausdruck kommen können.

Die Zusammenarbeit des Dokumentationszentrums mit der Bevölkerung ist unter diesen Gesichtspunkten von entscheidender Bedeutung. Der überwiegende Teil der bislang etwa 35.000 Sammlungsgegenstände ist auf dem Wege der privaten Spende an das Museum gelangt. Dies mag nicht nur als Ausdruck des Vertrauens gewertet werden und an die alte bürgerschaftliche Tradition der

gemeinsamen Verantwortung für das Museum als Kultureinrichtung erinnern, sondern bietet durch den persönlichen Kontakt mit vielen ehemaligen DDR-Bürgern die Möglichkeit, eine große Bandbreite von Erfahrungen kennenzulernen. Wir bitten deshalb diejenigen, die uns Gegenstände überlassen, um Interviews, in denen sie ihre Schenkung kommentieren.

Es liegt auf der Hand, daß die Dokumentierung dieser lebensweltlichen Hintergründe nicht durch den Ankauf ausgewählter Sachzeugen der Vergangenheit als reine Belegstücke für eine wie immer geartete historische Aussage erfolgen kann. Die Vorgehensweise des Dokumentationszentrums Alltagskultur unterscheidet sich von daher von der vieler anderer Museen. Dies scheint mir wesentlich, weil es sich vom Thema her eben nicht um eine rein historische Fragestellung handelt, sondern um einen immer noch virulenten gesellschaftlichen Prozeß.

In den bisherigen Ausführungen wurde viel zum Museum als Ort der Sammlung und Bewahrung gesagt. In der Tat liegt hierin ein Schwerpunkt der bisherigen Arbeit des Dokumentationszentrums Alltagskultur. Sammlungsarbeit, gerade in der Zusammenarbeit mit der Bevölkerung, bedeutet jedoch nicht allein die Vorbereitung späterer Aktivitäten von Forschung und Ausstellung, sondern vor allem einen gemeinsamen Prozeß historischer Arbeit. Sie ist Teil historischer Reflexion und öffentlicher Wirkung.

Unter dem Aspekt des Titels, den Sie Ihrer Arbeit gegeben haben, „Überwindung und Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit“, soll deshalb auf die begleitende Unterstützung bei der Verarbeitung der Erfahrungen aus der DDR-Zeit hingewiesen werden, die das Dokumentationszentrum leisten will. Die Beschäftigung mit der Geschichte des alltäglichen Lebens in der DDR erscheint langfristig als stabilisierendes Moment in einer labilen Lebensphase. Das Dokumentationszentrum Alltagskultur mag für eine historische Orientierung Ort und Anlaß bieten, „lieu de mémoire“, einen Ort der Erinnerung, wie ihn Pierre Nora in seinen unterschiedlichen Dimensionen des Museums benannt hat.

Ein solcher Ort der Erinnerung ist zunächst die Stadt selbst. Gerade Eisenhüttenstadt ist aufgrund seiner Geschichte geeignet, auf idealtypische Vorstellungen einerseits, auf Realitäten der Entwicklung der DDR andererseits aufmerksam zu machen.

Insbesondere gilt dies jedoch für die Ausstellungen, durch die das Dokumentationszentrum seinen Aufbau begleitet. Sie sind unter dem Aspekt der Rechenschaft gegenüber Öffentlichkeit und Schenkern konzipiert, vor allem jedoch unter dem Aspekt des Gesprächsanlasses, des Meinungsaustausches. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß das Ausstellungspublikum, das sich aus Ost- wie Westdeutschen zusammensetzt, durch die Konfrontation mit den alltagskulturellen Objekten zu sehr kontroversen Meinungsäußerungen veranlaßt sieht. Die Dinge des Alltags provozieren Erinnerung, die in der Ausstellung

zwischen den Besuchern ausgetauscht wird, zwischen Ost und West wie zwischen den Generationen.

Wir haben uns bewußt für einen Ausstellungstyp entschieden, der die Kommunikationssituation in den Vordergrund stellt, auch unter Berücksichtigung der Tatsache, daß eine vor allem auf Information orientierte Ausstellung sich noch nicht auf einen abgerundeten Kenntnisstand über die DDR und ihre Alltagsgeschichte stützen kann. Wir plädieren für eine weit gefaßte Offenheit, die natürlich sowohl Chancen wie Probleme birgt. Niemand kann dem Ausstellungsbesucher verwehren, bei einem einfachen „das kenne ich auch“ zu verharren, niemand sollte gezwungen werden, sich didaktisch geleitet zu einem Vermittlungsziel führen zu lassen.

Die Chancen bestehen in der Gelegenheit zur Reflexion und Diskussion. Gerade die Alltagskultur bietet die Möglichkeit eines unvoreingenommenen Zugangs zur Geschichte, der vom Lebensweltlichen zum Politischen geht und dies miteinander verbindet, der damit auch Blockaden aufbrechen kann, individuelle Erfahrungen mit Dimensionen der DDR-Gesellschaft verknüpft. Auch hierin scheinen mir wesentliche Handlungsmöglichkeiten des Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR zu liegen. Was wir anstreben, ist ein Dokumentationszentrum für die Alltagskultur der DDR als Ort des sozialen Gedächtnisses. Vielen Dank.

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Vielen Dank, Herr Ludwig, insbesondere für Ihre Hinweise auf die Fragestellung unserer Kommission, ob das, was wir an Erfahrung in der Kommission sammeln, in den Prozeß der Vereinigung eingebracht werden kann. Meine Damen und Herren, wir sind jetzt mit einer kurzen Verspätung an dem Tagesordnungspunkt „Pause“ angelangt, und wir wollen diese Pause auch einhalten.

(Pause)

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kollegen und Kolleginnen! Wir haben jetzt eine gute Stunde Zeit, um nachzufragen und miteinander ins Gespräch zu kommen. Die ersten vier Vortragenden sind uns dabei behilflich gewesen, uns dem Thema nicht nur zu nähern, sondern mitten drin zu sein. Es liegen eine ganze Reihe von Wortmeldungen vor. Ich möchte zunächst dem Professor Wilke das Wort geben.

Sv. Prof. Dr. Manfred Wilke: Eine der Zentralfragen, wie Kollege Faulenbach ausgeführt hat, behandelte das Problem der Reichweite der Diktatur. Wie weit konnte die SED ihren totalitären Willen in der Gesellschaft der DDR durchsetzen, und in welchen Fällen hat das Alltagsleben, und da hat er auch das Nötige gesagt, nämlich das sich dieses eigentlich der wissenschaftlichen Theoriebildung entzieht. Wird dieses Alltagsleben, dieser totalitäre Gestaltungswillen der außer Zweifel steht, umgebogen? Wie weit sind Kompromisse seitens der Herrschenden notwendig gewesen, und sei es nur in der Deckenhöhe in dem Aufbau von Stalinstadt, wo der Generalsekretär 53 sagte: „30 cm höher bauen“. Was mich aber bei der Angelegenheit auch im Blick auf den